

(Nachdruck verboten.)

## Hanna.

6) Roman von Peter Egge.  
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen  
von Adele Neustädter.

Holtke blickte sie lange an.

„Einst wirst Du mir schon froh und vertrauensvoll in die Augen sehen. Du wirst vielleicht erzählen können, daß Du mich ein wenig liebst.“

Ihr Kopf lag in der gleichen Stellung, wie zuvor. Sie hob nur die Augenlider und blickte ihn voll an. Kaum konnte sie durch die Thränen sehen. Er fühlte den warmen Druck ihrer Hand. Sie drückte die seine, und er beugte sich über sie.

„Ich liebe Dich.“

„Bist Du dessen sicher?“ frug er.

„D — ja.“

„Weißt Du, seit wann?“ Er hielt ihre Hände an seinen Mund.

„Ich weiß es nicht genau. . . . Vielleicht seit dem Abend unten im Wäldchen. Ich empfand, daß Du mir wohl wolltest.“

Während sie sprach, blickte sie ihm ins Antlitz; aber er konnte ihre Augen nicht ganz erreichen. Nur einmal gelang es ihm — in schnellem Blinzeln.

„Hanna“, sagte er dann, „wir heiraten uns so schnell als möglich und fahren fort — vielleicht weit fort.“

Sie sprachen nicht weiter. Er zog ihre Hand an seinen Mund und preßte sie fest, um seine Bewegung zu unterdrücken. —

In der folgenden Woche grübelte Holtke darüber nach, was er beginnen und wo er sich niederlassen sollte.

Er hatte nie recht geglaubt, daß er zum Rechtsanwältigen tauge, und die paar Monate, die er als Amtsgehilfe verbrachte, hatten ihn nicht ermuntert, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen.

Da las er eines Tages in einer Zeitung, daß Lövwall zu verkaufen war, ein größeres Gut, das dicht bei der ruhigen schönen Stadt im nördlichen Hochgebirge lag, wo er zehn Jahre die Schule besucht hatte.

Wenn er es kaufte! . . . Mit Fleiß und guter Hilfe konnte er wohl in einigen Jahren ein guter Landwirt werden. Das Gut sollte ja guten Boden und gute Vorwerke haben, und er wußte aus früherer Zeit, daß die Aussicht dort oben berühmt war.

Er dachte den ganzen Tag über diesen Plan nach, und immer mehr verliebte er sich in die Sache. Später wurde er schwankend und wunderte sich darüber. Daß er schließlich Landmann werden sollte. . . Arbeiter . . . nach den vieljährigen Mühen des Studiums. . .

Nach einigen Tagen war er entschlossen.

Er wollte eine Woche im nördlichen Gebirge, kaufte das Gut und bereitete den Einzug vor. Einen Monat später fand die Hochzeit im Bogthofe statt; und dann führte er seine Frau über Christiania in ihr neues Heim.

## II.

In der ersten Zeit waren beide sehr beschäftigt, dort oben Ordnung zu schaffen. Zur Hochzeit war nur das Nötigste an Ausstattung gekauft worden; das Uebrige konnte ja ganz gut allmählich angeschafft werden. Da er jetzt ihre Verlegenheit sah, wenn sie Geld erhielt, so begleitete er sie in die Geschäfte und zu den Näherinnen. So oft es sich um einen Einkauf handelte, sagte sie:

„Du verstehst es gewiß ebenso gut.“

Zuletzt trug sie keinen Stoff, keine Farbe, die er nicht gewählt hatte.

Er sah sie jeden Tag von einem neuen Wunder erfüllt, das sich den verschiedensten Dingen gegenüber gleich stark äußerte. Wenn sie ein Paar schiefhächige Lackschuhe oder ein Paar durchlöcherter Seidenstrümpfe aus ihren von der Eisenbahn gestempelten Koffern auspackte, oder auch nur ein kleines geklecktes Bild hervorzog, so erschien ihr das eine ebenso wunderbar, wie das andere. Es konnte ein Buch sein, sie

mußte sowohl den Einband, als auch die fremden Worte darin ansehen und belächeln.

Eines Tages traf er sie weinend.

„Hanna, warum weinst Du?“

Sie trocknete die Thränen und lächelte; aber die Thränen kamen wieder und nun gab sie das Lächeln auf und weinte heftiger.

„Sag' mir jetzt, weshalb Du weinst.“

„D, eigentlich um nichts.“

„Um nichts, Du scheinst es nicht sagen zu wollen?“

„Nein, das mußt Du nicht glauben.“

Eine kleine Pause, dann sagte ich: „Ist es Dir vielleicht selbst nicht klar?“ Nun ließ das Weinen nach, und sie sagte: „Nein, ich weiß es mir selbst nicht zu erklären.“ „Vielleicht trägt alles Neue und Ungewohnte dazu bei?“

„Ja, das glaube ich auch.“

Jetzt lächelte sie wieder.

In der ersten Zeit beobachtete er öfters, daß sie ernst, nachgrübelnd schwermütig vor sich hinblickte, wenn sie sich allein glaubte.

Seine Zärtlichkeit loberte auf. Er fürchtete, daß seine Schweigsamkeit an ihrer Stimmung schuld trage.

Zuweilen, wenn er auf dem Heimwege war, konnte er sie in Gedanken plötzlich vor sich sehen; sie saß im Zimmer und starrte ins Leere. Sie sah mit dem Rücken vom Fenster abgewandt. Das Buch hatte sie fortgelegt. Woran dachte sie? Er beeilte sich.

Sollte sie wirklich nicht völlig glücklich sein? Sollte sie immer noch etwas aus der Vergangenheit quälen? O nein, das war unwahrscheinlich.

Nein, es mußte dieser gewaltsame Wechsel in ihrem Leben sein, und auch die Bücher, die sie mit den verschiedensten Gedanken erfüllten. Er hätte nie gedacht, daß die Bücher sie so stark beschäftigten könnten. Er hatte geglaubt, daß sie immer die Unwissende bleiben würde. Sie war umhergegangen wie auf der Jagd nach den Gedanken der andern, sie lauschte auf die Betonung der Worte, die ihr gesagt wurden, um Zweifel, Hohn oder Mitleid zu entdecken, und oft hatte sie sich grundlos verlekt gefühlt. . . . Aber das sollte anders werden! Je näher er ihr kam, um so offener und zutraulicher wurde sie. Ihr ganzes Innere würde er kennen lernen. Jeden Kummer, Zweifel und jede Freude würde sie mit ihm teilen. Er war ja auf dem rechten Wege zum Ziele. . . .

In Laufe des Winters bemerkte er endlich, daß ihre schwermütigen Stunden seltener wurden.

Um Neujahr kam er eines Tages in die Wohnstube. Es war Nachmittag zur Dämmerungszeit. Sie saß gebeugt und drückte das Kinn auf ein Buch, das sie gegen den Tisch hielt.

„Du langweilst Dich, wenn Du so allein sitzt?“

„Nein, ich habe ja die Bücher.“

„Aber, Du kannst ja des Lesens müde werden.“

„Und dann habe ich ja das Haus, wenn ich mich beschäftigen will.“

„Du bist auch nicht schwermütig?“

„Nein, jetzt nicht mehr,“ sagte sie schnell und fast stolz, als habe sie eine schlechte Gewohnheit abgelegt.

„Wenn Du Dir eine Freundin suchtest?“

„Nein, dann hätte ich ja nicht so viel Zeit zur Verfügung. Ich glaube, ich dürfte dann weniger lesen.“

„Vermißt Du denn nicht eine Freundin?“

„Nein“ — sie sah durchs Fenster — „ich habe keine gehabt, seit ich zur Schule ging.“

„Aber wenn ich halbe Tage lang fort bin, da wäre es amüßant für Dich, eine zu besuchen oder zu empfangen?“

„Ich glaube nicht, daß ich mich dann so sehr auf den Abend freuen würde — auf das Vorlesen.“

Er lächelte, als mache er sich über sie lustig. Sie ging nach der Küchentüre. Aber er zog sie schnell auf seinen Schoß.

Nun schien etwas in ihr loszubrechen. Er schlug die Arnie um sie und preßte ihre Wange an seine, und bald fühlte er sein Gesicht von ihren Thränen naß werden. Er wollte ihr zuflüstern, daß sie beide gleich viele Freunde hätten; aber dann that er es doch nicht, nahm nur ihre Liebkosungen entgegen, die er seit vielen Tagen nicht empfangen hatte. —

Die Gebäude auf Lövwall waren groß, hell und bequem.



Der frühere Besitzer, ein vermöglicher Kapitän, baute und hatte ein Vergnügen daran gefunden, sie ein ganzes Menschenalter umzubauen und auszubessern.

Der Hof lag hoch und schloß auf der Ebene mit einem kleinen Wald ab. Darunter kam eine abschüssige Lehne, die von zwei Wegen durchschnitten wurde. An ihnen entlang lagen die niederen, ärmlichen Hütten einer kleinen Vorstadt. Löfwall sah mit seinen großscheibigen Fenstern auf die Lehne hinab, über den Fluß hin, der hell und breit durch die Ebene zog, — und über die Stadt mit den breiten Straßen, den roten Dachziegeln und den vielen kleinen Schornsteinen, dann weiter — über den großen, eingeschlossenen Fjord hin, in dem ferngelegene Ortschaften und schöne Kirchspiele sich spiegelten.

An Winterabenden winkten Tausende von Lichtern aus den Häusern, Straßen und der langen Mole zum Gute hinauf. Sogar die Hafenleuchter und die Laternen der Dampfschiffe blickten jeden Abend durch die Finsternis über die flache Halbinsel, wo die Stadt lag, über den Hügel nach Löfwall hinauf, um das Licht aus den Fenstern des Hauptgebäudes zu grüßen.

In diesem Heim, wo man selten fremde Gesichter sah, wurde jedes kleine Ereignis bemerkenswert.

Jedes Buch, das die beiden lasen, ergriff sie stärker, als in früheren Tagen. Sie empfanden seine Stimmung so stark, daß sie einander zuweilen erzählen mußten, wie seltsam es sei.

Des Abends, wenn Hanna in der Wohnstube die Gardinen herabgelassen hatte, setzten sie sich zusammen, ohne zu sprechen. Es währte eine geraume Zeit, ehe er laut zu lesen begann. Sie beschäftigte sich mechanisch mit einer Handarbeit. Dann konnten sie die Stille, die Einöde derart empfinden, daß das Haus im Welkenraume zu schweben schien. Es kam vor, daß Hanna ans Fenster ging und hinter die Gardinen sah, um die Einbildung zu verjagen, um sich zu vergewissern, daß sie und er wirklich auf der Erde weilten.

Sie erzählte ihm die Nichtigkeiten, die sich während seiner Abwesenheit ereignet hatten, und die zu einer Begebenheit wurden, weil sie hier oben geschehen waren. Sie erzählte weißschweifig von einer bleichen, unscheinbaren Lehrerin, die zweimal wöchentlich herauf kam, um sie im Norwegischen zu unterrichten. Jedesmal mußte Hanna etwas Neues über sie . . . Wie tüchtig sie sein mußte . . . wie arm sie war . . . die bloßen Fingerspitzen kamen aus dem Handschuh heraus. . . .

Die junge Dame war ihre einzige fremde Lehrerin. Er unterrichtete sie auch; aber in anderer Weise. Sie ging nämlich davon aus, daß alles, was er sagte und that, das einzig richtige sei, und deshalb ahmte sie es ihm nach. Seine Sprache erfaßte sie derart, daß sie bald seine harte Aussprache hatte. Nur ihre schwachen K. erinnerten noch daran, daß sie in Arendal aufgewachsen war. —

Es war an einem warmen Zunitage im Jahre nach der Hochzeit, nachmittags gegen vier Uhr. Sie saß auf der Veranda, deren große Fenster herausgenommen waren. In einer der Oeffnungen befand sich ein großes Fernrohr. Die Thür zu den Zimmern war geöffnet; ein schwacher Wind spielte mit den langen weißen Fenstervorhängen.

Sie saß bequem, den Kopf im Lehnstuhl zurückgelehnt. Der Blick verlor sich weit hinaus in das sommerlich starke Blau.

Der Garten lag einige Treppenstufen tiefer; zunächst lagen die prangenden Blumenbeete. Sie liefen abwärts vom Mittelgange, der von der Veranda führte, und leuchteten in weiß und blau und grellrot. Weiter unten standen Beerensträucher in Reih und Glied. In jeder Ecke ein Vogelkirschbaum, auf dem die Staare lärmten.

Die Hausdächer in der armen Vorstadt ragten unten hervor. Die niederen Schornsteine schienen umfallen zu wollen, neigten sich hierher und dorthin. Unten war die Luft ruhig und klar, und der Rauch stieg ganz langsam aus jeder kleinen Hütte empor. Man kochte bei den armen Familien Kaffee zur Vesper.

Die Niederung war eine große Ebene, die unter dem Hügel lag. Heute wimmelte es dort von Menschen und Pferden. In der Stadt wurde Markt abgehalten, und dort unten trieb man Pferdehandel.

Von der Veranda, wo Hanna saß, ähnelte die Niederung einer schwarzen, wimmelnden Masse, und die Hauptstraße, die von dort über den Markt ging — quer durch die Stadt —, war eine breite schwarze Linie.

Der Fjord lag weißblau, ohne Welle, ohne Dünung. Aus allen umliegenden Ortschaften segelten Boote nach der Stadt, obgleich schon der zweite Markttag war. Wettergebräunte Raafegel stachen stark gegen den hellen Fjord ab. Darunter erglänzten die Ruder im Sonnenschein. Viele Boote schossen aus dem Meere hervor, gefüllt mit Menschen.

Die Fjorddampfer fuhren auf dem leuchtenden Wasser und berufsachten kurze Wellen, die sich langsam nach dem Lande fortbewegten. Alle Dampfschiffe waren überfüllt von Menschen, wie zu einer kurzen Vergnügungsfahrt, und alle strömten nach oder aus demselben Hafen.

Die starke Sonne flimmerte durch die Juniluft und briet die roten Dächer und die weißen Pflastersteine der ganzen Stadt, und goß goldene Strahlen über den Fluß.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Mehr als fünf Millionen Kartenspiele werden alljährlich im Deutschen Reich verstempt und von den Harmlosen aller Waffen- und Zivilgattungen verbraucht. Der Spielteufel ist immer noch ein großer Herr, aber er hat sich verfeinert, geht nach der neuesten Mode, umgibt sich mit wahren Wunderwällen von Stehtragen, Höhenwerten der menschlichen Technik, süßt sich tänzelnd auf einen Stock mit silberner Krüde und schaut aus runden leeren Augen über die himmelwärts auseinanderstrebenden Haare des Hahnbartes in diese vergnügliche Welt, in der es Feu, Pferde, Selt und Weiber giebt, und leider auch Staatsanwälte und Kriminalkommissare, die darüber wachen, daß sein richtig gespielt werde, und daß man zum Vergnügen, nicht etwa zum Erwerbe die minder glücklichen und begabten Mitmenschen rupfe. Aber Staatsanwalt und Kriminalkommissar wachen umsonst; denn der Spielteufel ist ein anständiger Mann, wenn er nicht gar hochanständig ist.

Gespielt wird überall, unten im Lumpenproletariat wie oben unter den Thronanwärtern, wie dem Prinzen von Wales, im Kleinbürgertum und in der Großbourgeoisie, im Civil und im Militär, in den Schlössern des Landadels wie in den Wiener Cafés der Börzen- und Handelscentren, und in den verschwiegenen Hinterzimmern kleinstädtischer Weinloiben geht es nicht minder wild zu, wie in den offiziellen und nicht offiziellen Spielclubs der Weltstadt. Bauernjäger und Gardeslieutenant, der jüdische Falschspieler und der Erbrünger von wäldestem Adel, der Börsenrog und der nolleidende Landwirt, der Magnats-her und seine Kammerdiener — alle umschlingt Ein Band von Spiel, Alkohol und Dürrentum. Das Laster ist das demokratische der Aristokratie und das aristokratische des Plebejers. Der Genußpöbel rekrutiert sich aus allen Ständen, nur sammelt er aus den niederen Schichten den Abfall, aus den höheren ungekehrt die Elite.

Der große Spielerprozeß, der gegenwärtig die Mitglieder des Klubs der Harmlosen als Angeklagte, Zeugen und Sachverständige jeden Morgen zum Rendezvous in Moabit versammelt, entleidet vor aller Welt eine besondere Klasse unserer Gesellschaft: den obigen Nachwuchs. Es sind dieselben Namen, die im Staatshandbuch, in der Rang- und Quartierliste, im Herrenhaus und in den konservativen Fraktionen des Reichs- und Landtags dominieren. Wären die drei Angeklagten Erwerbs- und Falschspieler, wie die aus Spielerklass und berufsmäßigem polizeilichen Spürsinn haltlos zusammengeraffte Anklage behauptet, so wäre das Interesse an ihnen gering; sie wären Verlorene, versprengte Ausnahmen ihrer Klasse. Aber gerade, weil sie im Sinne des Strafgesetzes offenbar unschuldig sind, so werden sie zu Typen der Gesellschaft, in der sie leben, einer Gesellschaft, bei jeden Ideals, die im Einfältigsten und Obedienten Reizung und Befriedigung findet, die statt der inneren freien Sittlichkeit slavisch einem peinlichen Moralitaris folgt, dessen Außerlichkeiten strikt befolgt werden müssen bei Vermeidung des gesellschaftlichen Ehreverlustes.

Die drei Angeklagten sind drei Arten desselben Typus. Da ist der Herr v. Kröcher, der Sohn eines Generals, der ehemalige Lieutenant; ein Naturbursch und fideles Junge, Nichtsthuher aus Reizung und Gentleman aus Beruf, ein sorgfältig erzogener Vergnügungsmeister in fröhlicher Gesellschaft, der seinen Ehrgeiz in netten Arrangements gediegener Spielabende setzt, komfortable Spieltische bauen läßt und in der Auswahl von Spielarten ein tiefes Problem des Daseins erachtet; wäre das Leben ein Contretanz, Herr v. Kröcher wäre ein Kommandeur des Lebens. Ueberdies ist er ein ansehnlicher, hübscher Jüngling, und man darf es schon glauben, daß selbst die sonst so teure Lona ihm für drei Wochen ihre Gunst zu bedeutend herabgesetzten Preisen gewidmet hat.

Wesentlich anders erscheint der Herr v. Kayser, der einzige der drei, der unter dem Prozeß gelitten hat, in dessen Augen die Warten schlafloser Nächte und unablässiger Grübelns in der achtmonatlichen einsamen Untersuchungsstube düster zuden. Das ist der junge Beamte, der um seine ganze Zukunft ringt. Eine über das Mittelmaß sich erhebende Intelligenz voll Scharfsinn und Schlagfertigkeit, eine jarlastische Natur und ein ständ Streber, der über das Landratsamt zu irgend einem hohen Regierungsposten empor zu kommen sucht. Er ist der Mann des doppelten Lebens, am Tage fleißig in



seinem Beruf und nachts dem Spiel ergeben. Er findet nichts dabei, mit einem Bürgermädchen zusammen zu leben, aber er wehrt sich mit großer Empörung gegen den Verdacht, er unterstütze die ganze Familie — seine Unterschiede im Moralitaris der geborenen Gentlemen, die minder harmlose Menschen nicht zu begreifen verstehen, wie sie es auch nicht verstehen, daß diese Herren „Personen aus der Kellnerklasse“ — Herr v. Kahler gebrauchte die feine Wendung — anpumpen und auf offener Postkarte sich mitteilen: „Schicksel von D. übernommen.“ Herr v. Kahler wird einmal, wie nicht zu bezweifeln, kraft seiner Gaben und seiner Energie eine Leuchte im Staat werden, gegen die Verrohung der Jugend wettern und die Zerstörung der Religion, Ehe und Familie, wie sie die Socialdemokratie anstrebt, mit erheblicher Ueberzeugungskraft bekämpfen.

Der unbedeutendste und ruhigste des Terzetts ist Herr v. Schachtmeier, der etwas Solides an sich hat und den Uebergang zur kaufmännisch handelnden Bourgeoisie vermittelt. Diese erklusiven Spieler nehmen nämlich das Gute, wo sie es finden. Sie spielen nicht nur mit Regimentskameraden und sonstigen Mitgliedern der Adelsgenossenschaft, sondern ein gewerbsmäßiger Glückerpieler und alter Zuchtshäusler wie der glückerlich verduftete Wolff der Harmlosen ist ihnen ein lieber Gefährte, mit dem eine leibhaftige Durchlaucht Arm in Arm spaziert. Auch Gelreide- und Pferdehändler verschmähen sie nicht, sofern die Herren nur Geld haben. Die Hochanständigkeit der Aristokraten, die Glaubwürdigkeit läßt sich eben erlernen, und kein Zuchtshäusler braucht in schmerzlicher Resignation dem goldenen Tramm zu entsagen, einmal in solch ausgewählter Gesellschaft eine Rolle zu spielen, falls er sich die noblen Manieren, die offiziellen Spielregeln, den vorschriftsmäßigen Moralitaris und das — nötige Geld aneignet. Menschen, die in der Weltanschauung eines Weinreisenden Genügen finden, können leicht kopiert werden, und der Fein-Abel läßt sich ebenso bequem einimpfen wie die sich in Amorjalen bewährende Hochanständigkeit. Schon der Jargon einigt die geborene und erworbene Aristokratie der Spieler. Wer von Pinke, Rumm und Anschuß, vom großen und vom kleinen Schlag geläufig reden kann, ist ein Aristokrat, mag seine Wiege auch in einem polnischen Tröbderladen gestanden haben.

Die Spielfünglinge, die den Harmlosen präsidieren, hatten einen Monatswechsel von ein paar hundert Mark und Bedürfnisse von ebenso viel Tausenden. Dieser Kontrast hat sie ja nach Moabit geführt. Auch die Bourgeoisie der Börse und der Großindustrie spielt, aber sie hat die Mittel dazu, und sie kommt darum nicht in Verdacht, das Glück zu korrigieren oder uns Brot zu spielen. Hier aber erscheint der minder begüterte Adel, der sein Vermögen zumeist in Aktien angelegt hat. Für alle diese jungen Offiziere und Kavaliere ist das Spiel nicht nur eine Nervenreizung, nicht nur eine Leidenschaft, sondern auch das einzige Mittel zur Befriedigung ihres Luxus. Wenn sie gewinnen, so vergeuden sie das Erworbene, und haben sie einmal ihre Lebenshaltung nach zufälligen Spielgewinnen eingerichtet, so müssen sie weiter spielen und weiter — gewinnen.

Darin liegt der Kulturwert der Moabiter Verhandlungen; sie zeigen eine in sich abgeschlossene Welt, Menschen mit besonderen Vergriffen und Anschauungen, mit eigener Sprache und Moral, die wie ein Selbstverständliches Gedanken äußern und Ansprüche erheben, vor denen die Geizhuden erschrecken. Diese Leute finden gar nichts Ausstößiges in ihrer Lebensweise. Sie sind ja alle ehrenwerte, anständige, hochanständige Personen. Nach dem Zeugnis eines sachverständigen Kammerdieners sind die Angeklagten sogar besonders einfach lebende Mitglieder der Kunst. 6000 M. für die Ausstattung einer Junggesellenwohnung ist eine wahre Lumperei, und 2000 M. jährlich für die Kleidung eines jungen Mannes bedeuten eine fast unanständige Anmaßlichkeit. Hat nicht dieser Baron, der auch im Klub verkehrt, für seine zwanzig Haare eine Ausstattung von Eisenbürsten auf seinem Toiletentisch liegen, deren Anschaffungskosten den Jahresverdienst einer besser gestellten Arbeiterfamilie weit übertrifft! Und würde sich jener Graf nicht für ehelos halten, wenn er einen Anzug, eine Krawatte, eine Geliebte, ein Kartenspiel mehr wie einmal benutzen würde! Wahrlich, die drei Harmlosen von Moabit sind arme, sparsame, bedürfnislose Schluder — der weltersahrene Kammerdiener hat die Wahrheit gesagt!

Zwischen Ballsaal, Nachcafé und Spielzimmer verbringt diese Gilde ihr Leben. Sie fahren in der ganzen Welt umher; wo irgend ein Nennen vor sich geht, sind sie zugegen; sie grasen alle Städte ab nach anseherlichen Dirnen und wenn sie die Saison über sich müde gearbeitet haben, dann findet sich die ganze Gesellschaft zu einem Erholungs-Zeu in Baden zusammen, jenem Vadeort, in dessen heißen Schwefelquellen Aneurismus, Neuralgien und — Hautkrankheiten fortgeschwemmt werden.

Unten aber in der Tiefe ähzen die Sklaven, um mit ihrer Pein die Lust derer auf der Höhe zu ermöglichen. Die Söhne, die in Baden sich auschwefeln, sind unbesorgt, daß es ihnen jemals an Sklaven mangeln könnte, denn ihre Väter regieren und wachen, daß dem Volke Religion, Sittlichkeit und Ausbentung erhalten bleibe. Und eines Tages werden die Badener Schwefelquellen selbst Väter sein und regieren. —

Joe.

### Kleines Revillon.

— **Von Betonbrücken.** An dieser Stelle wurde vor kurzem erwähnt, daß bei dem Bau des Nürnberger Güterbahnhofs ein Tunnel wie mehrere Brücken vollständig aus Beton hergestellt

werden. Von dieser Herstellung ganz neuartiger Bauwerke, bei denen nicht von vornherein fester Stein, sondern eine plastische Masse verwendet wird, die erst in ihrer Form zu einem künstlichen, außerordentlich festen Stein erhärtet, giebt die Zeitschrift „Mutter Erde“ folgende Beschreibung: Unter „Beton“ versteht man ein Baumaterial, bei dem im Gegensatz zum Verbauwerk der Mörtel nicht bloß Verbindungsmaterial, sondern gleichzeitig eigenliches Konstruktionsmaterial ist, während die hierbei verwendeten Steine, die mit der sie allseitig umhüllenden Mörtelmasse ein untrennbares, fugenloses Ganzes bilden, als Füllmaterial dienen. Hergestellt wird der Beton gewöhnlich aus einem Gemenge von Portland-Cement, hydraulischem Kalk, Puzzolanerde-Cement oder einem ähnlichen Mörtel und Steinschlag, Kies, Aschenschlacke oder dergl. unter gleichzeitigem Wasserzugabe. Nach der geringeren oder größeren Wassermenge, die zugefügt wird, um das Gemisch plastisch oder halbflüssig zu machen, unterscheidet man zwischen Stampfbeton und Gußbeton. Der erstere wird erst durch kräftiges Einschlagen bezw. Stampfen plastisch gemacht, während der letztere schon als plastische, ziemlich rasch erhärtende Masse in Formen gegossen werden kann. Für Bauten, bei denen auf besondere Festigkeit Rücksicht genommen werden muß, wird fast ausschließlich Stampfbeton verwendet. Bei der Fundierung der Brückenpfeiler wird, nachdem durch Einrammen von starken Pfählen doppelte, möglichst wasserdichte Spundwände hergestellt worden sind, — der Zwischenraum zwischen den Doppelwänden wird gewöhnlich mit Lehm, Sand u. ausgefüllt, um die Wasserdrichtigkeit zu erhöhen — das Wasser aus dem eingefriedeten Raum ausgepumpt und die Pfeiler werden mit Steinen aufgemauert. Man kann aber auch die Pfeiler aus Beton selbst vollständig oder teilweise herstellen. In dem ersteren Falle wird aus hydraulischem Kalk hergestellter Beton einfach in den Raum zwischen den Spundwänden, die dann nur als Gußform dienen, und wobei das Wasser nicht ausgepumpt zu werden braucht, eingegossen. Um hierbei Abschwemmungen und Entmischung des Betons durch die Bewegung des Wassers zu verhindern, bedient man sich hölzerner Fülltrichter, die den Beton bis auf den Grund langsam herunterrutschen lassen. Der Beton erhärtet allmählich und nachdem die Spundwände entfernt worden sind, steht ein fester, aus einem einzigen künstlichen Steine geformter Pfeiler da. In anderen Fällen richtet man innerhalb der Spundwände aus Steinbauwerk eine dünnwandige Röhre von dem äußeren Durchmesser der Pfeiler, die dann zur Aufnahme des Betons dient. In ganz analoger Weise werden die Brückenbögen hergestellt. Von Pfeiler zu Pfeiler wird ein Holzgerüst geschlagen, das die äußeren Formen des späteren Brückenbogens bereits aufweist. Nachdem die äußeren Wände eventuell aus schwachem Mauerwerk errichtet worden sind, wird auf dem Holzboden und zwischen die Seitenwände, die wieder entfernt werden, wenn sie aus Holz bestehen, oder die stehen bleiben, wenn sie aus Mauerwerk errichtet worden sind, Stampfbeton eingetän und erhärten gelassen. Ist die Erhärtung eingetreten, so steht der Brückenbogen fest und sicher da, wie gemeißelt aus einem einzigen massiven Stein, das Verblendmauerwerk trägt zur Festigkeit so gut wie nichts bei und dient nur zur Verzierung und zur Sicherung des Betons gegen die Einflüsse der Atmosphäre. —

### Musik.

Unter den Meistern aus der Blütezeit der italienischen Oper gilt Vincenzo Bellini (1801—1835), der etwas jünger als Rossini und Donizetti war und vor diesen beiden starb, bei manchen Kennern als der dramatisch hervorragendste aus jener Reihe. Sein Hauptwerk, die „Norma“, erschien unserem Schopenhauer als ein „höchst vollkommenes Trauerspiel“, ganz geeignet, die Ansichten dieses Philosophen von der Weltbedeutung der Dichtung und der Musik zu beleuchten. Ein früheres Werk Bellinis, „Die Nacht und Leila“, zeigt nur erst Spuren einer solchen Kunst (am ehesten wohl in der Behandlung des Chores) und ist sonst die schablonenhafte „italienische Oper“ von bequemer (aber doch reichhaltiger) Machart und ohne jenes rein menschliche Moment, von dem wir neulich gelegentlich zweier Opern Donizettis sprachen. Wenn nun ein solches, noch dazu ziemlich allgemein bekanntes Werk von einer wandernden italienischen Truppe dargestellt wird, die anscheinend ein gemeinsamer Versuch frei gewordener Provinzkräfte ist, so kann man über italienische Kunst recht ungehalten werden. Eine Primadonna ferner, (Giuletta Vermeze), die auch jede Gelegenheit, ein dramatisches Können zu entfalten, selbst die Sonnambula, in der Langweiligkeit ihrer ein oder zwei Armbewegungen verflüchtigt, und die allerdings ziemlich gut italienisch, aber mit einer recht dünnen Stimme singt; ein Tenor (D. Gennari), der zwar im Gegensatz zu den übrigen den Ton sehr frei herausbringt, aber gerade keinen sehr schönen Ton zum Herausbringen besitzt; ein Chor endlich, der an Bodfestigkeit noch das überbietet, woran man bei uns gewöhnt ist — so hat die Aufführung des jetzt bei Kroli gastierenden italienischen Ensembles von M. Virgilio, die wir am Donnerstag hörten, uns an eine Vermutung erinnert, die wir zwar nicht erst daher schöpfen dürfen, aber doch hier bestätigt fanden: daß nämlich von der früheren Uebermacht des Italieneriums für die dramatische Kunst im allgemeinen und sogar speziell in der Sangeskunst nun nicht mehr die Rede sein kann. Die ewigen Klagen über unsere Opernzustände und insbesondere über den Stand unseres Kunstgesanges scheinen vielmehr auf eine bereits länger vorhandene Wendung zum Besseren bei uns zu deuten. —



**Erziehung und Unterricht.**

Die französischen Mittelschulen. In Frankreich unterscheidet man collèges und lycées. Die einen stehen unter städtischer, die anderen unter staatlicher Verwaltung. Beide haben genau denselben Studiengang. Scharfen Wettbewerb machen ihnen die in den Händen der Geistlichen und Ordensbrüder befindlichen Schulen. Besonders in aristokratischen Kreisen ist es Sitte, die heranwachsenden Söhne den Patres und Abbés anzuvertrauen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß im Staatsunterricht, die Pariser Gymnasien ausgenommen, seit 20 Jahren ein Stillstand eingetreten ist, während die von Geistlichen geleiteten Anstalten durchschnittlich um 40 Proz. zugenommen haben. Trotz den oft erhobenen Einwendungen gegen die Möglichkeit des Internats steht daselbe sehr im Blüte. Es besitzt die Gunst der Familien, weil diese dadurch sehr entlastet werden und schon für 500 Franc ihren Sohn auf zehn Monate des Jahres dort versorgt sehen. Außer den Internen hat jede Schule eine Anzahl Externe, die nur dem Unterricht beiwohnen. Sehr wenige Lyceen sind ausschließlich Externate. Die Internen und die „überwachten Externen“ machen ihre Aufgaben in den Arbeitsfälen unter Aufsicht der Repetitores, der „pions“, wie die Schüler sie nennen. Die Dauer des Lehrganges beträgt 9—10 Jahre. Man unterscheidet den klassischen und den modernen Unterricht. Jener hat die alten, dieser ausschließlich die neuen Sprachen zur Grundlage. Man beginnt den fremdsprachlichen Unterricht nicht mit dem Lateinischen, sondern mit dem Englischen oder Deutschen. In den ersten drei Jahren des französischen Gymnasiums ist der Unterricht, wie bei uns, gemeinsam. Im vierten gehen die einen in die klassische, die anderen in die moderne Abteilung. Diese Gabelung bleibt bis Sekunda einschließlich. Am Schluß der Sekunda unterziehen sich die „Modernen“ der Baccalaureatsprüfung (erster Teil) und haben dann zu wählen zwischen der Klasse für Mathematik und der für Sprachen. Die „Klassischen“ machen jene Prüfung nach einjährigem Aufenthalte in der nächsthöheren „classe de rhétorique“ und kommen dann in die unierer Gymnasialprima entsprechende „classe de philosophie“. Nach Abschließung der entsprechenden Klassen haben Klassische wie Moderne den zweiten Teil des Baccalaureats zu bestehen und erlangen, mit dem Zeugnis als „Bachelier“ ausgerüstet, die Berechtigung zum Universitätsstudium. —

**Archäologisches.**

Domänenverwaltung im 5. Jahrtausend v. Chr. In einer der letzten Sitzungen der Académie des inscriptions et belles lettres in Paris sprach nach einer Mitteilung der „Frankf. Ztg.“ Jules Oppert über die Domänenverwaltung in Babylonien zur Zeit der ersten Dynastie von U<sub>3</sub>, die in das fünfte vorchristliche Jahrtausend fällt, also vor die biblische Welterkennung und jüdische Rechnung. Die Sprache der Urkunden, welche im Bulletin de l'Académie in die französische Sprache übersetzt erschienen sind, ist sumerisch und enthält noch keine Spur der nachher in Mesopotamien herrschenden Chaldäer. Die Kulturzustände der damaligen Völker von U<sub>3</sub> sind uns noch durch wenig Dokumente näher gebracht; die von Jules Oppert erklärten Kontexte aus dem British Museum lassen aber durch ihren Inhalt erkennen, daß nur Menschen, die schon eine Jahrhunderte oder Jahrtausende alte Kultur hinter sich haben, eine solche Verwaltung und solches Rechnungswesen haben konnten. Die Urkunden enthalten Ausmessung der in Pacht gegebenen Grundstücke und die Bestimmung der Pacht nach der Größe des Terrains und der Qualität der gezogenen Früchte. Dabei ist es dem französischen Forscher nicht entgangen, daß in den Endsummen, wonach die Höhe der Pacht bestimmt worden war, Fälschungen versucht worden sind. Er fand z. B. bei einem Los, das nach der Rechnung 684 1/2 cors (ein Maß) ergeben sollte, nur 384 1/2, bei einem andern, das 549 1/2 cors resultieren mußte, nur 349 1/2. Diese falschen Zahlen waren vor dem Brechen der Thonurkunden eingeschrieben, die richtige Zahl nachher eingekratzt, doch so, daß sich die ursprüngliche falsche Zahl noch lesen ließ. Oppert nimmt an, daß dies durch die Pächter oder die Schreiber in Gemeinschaft mit ihnen versuchte Fälschungen durch Einstellung niedrigerer Zahlen waren, und daß die Intendanten des Königs dahinter gekommen sind. Welche Perioden müssen schon vor dem Königtum von U<sub>3</sub> verfloßen sein, bis sich die Menschen zu Fälschungen von Urkunden großgezogen hatten. —

**Kulturgeschichtliches.**

Ag. Die erste Berliner Wasserleitung entstand bereits am Ausgang des 16. Jahrhunderts. Ihr Gründer war Johann von Platenfeld, 1549—1572 Bürgermeister in Berlin. Die Chronik der Köllner Stadtschreiber meldet von ihm: „daß er in seinem Leben mit wunderelstamen und vielfältigen Gebäuden an Teichen, Gräben, Schloten und anderem viel Wesens getrieben.“ Ueber die Einrichtung und den Betrieb der ersten Berliner Wasserleitung giebt eine interessante Urkunde vom 16. Dezember 1572 Auskunft, die im Preussischen Staatsarchiv aufbewahrt wird. Bürgermeister, Baumeister und andere Gewerke von Berlin verglichen sich darin „der Wasserkunst halber“. Zunächst wird die Besoldung des „Kunstmeisters“ festgesetzt. Er bekam 20 Thaler, freie Wohnung, einen Wispel Roggen und 7 Thaler zu einem Kleide und Stiefeln. Die 27 Thaler mußten die Gewerke geben. „Wann die Wasserkunst banfällig oder auf der Gasse an den

Hauptrohren etwas zu bessern sein wird — heißt es dann — soll und will ein Ehrbar Rat das Bau- und Rohrholz und die Fuhrer verschaffen, die andern Untkosten sollen die Gewerke tragen. . .“ Schäden in den Häusern der Gewerke mußten diese ganz auf eigene Kosten bessern lassen, nur das „Rohrholz“ bekommen sie umsonst. Damit keiner mehr Wasser nahm als der andere, sollte der Kunstmeister an allen „Hauptständern“ einen gleichmäßigen Hahn anbringen. Hatte jemand mehr als einen „Ständer“, so mußte der Kunstmeister „ein Maß treffen“, damit „die Hähne also in die Ständer gesteckt werden, daß dieselben nicht zugleich laufen, sondern wenn einer läuft dem andern das Wasser genommen wird.“ Wer gegen dies Gebot doch zwei „Ständer“ zugleich laufen ließ, zahlte 10 Thaler Strafe. Wer „Anschluß“ an die Leitung begehrte, mußte erst die Bewilligung des Rates und der „vornehmsten Gewerke“ einholen, auch bekam er sie nur, wenn er vorher 20 Thaler erlegte und der „Kunstmeister“ erklärte, daß „die Kunst solches ertragen kann“. Besondere Belohnungen des Kunstmeisters mußten die Teilnehmer der Leitung unter sich aufbringen. Wer sich der Züßuße weigerte, dem wurde der Ständer umgehauen und er erhielt nicht eher wieder Wasser, als bis er 10 Thaler an die Gewerke entrichtete. Zwei Verwalter hatten zu achten, daß „den obgedachten Punkten solle nachgelebet werden.“ Die beiden ersten waren der Stadtphysikus Dr. Fleck und der Münzmeister Jobst Krappa. Unter den „Ständern“ hat man Standrohre zu verstehen, in die das Wasser jedenfalls durch ein Räderwerk gehoben wurde. Im Jahre 1618 hört man noch einmal von der Berliner Wasserleitung, die einer Wiederherstellung dringend bedürfe. Später ist sie verfallen und keine Spur ist von ihr übrig geblieben. —

**Technisches.**

— Rahtlose Metallröhren und Profilstangen nach dem Die-Verfahren. Bereits früher hat man Bleiröhren in der Weise hergestellt, daß man Blei in einen Drucksylinder brachte und durch entsprechende Dehnungen am Cylinderboden herauspreßte. Diese Fabrikationsmethode ist nach dem in Großbritannien patentierten Verfahren von Die auch für Kupferlegierungen und namentlich für Deltametall anwendbar und, wie der „Promethens“ dem „Engineering“ entnimmt, zu New Croß bei London in die Praxis eingeführt. Das zu bearbeitende Metall gelangt in plastischem Zustande in den Pressapparat, der es bei einer Temperatur von 550 Grad Celsius formt. Der Apparat ist 4,87 Meter lang, 1,82 Meter breit und 1,52 Meter hoch. Er besteht aus einem Kompressionszylinder und einer hydraulischen Stoßvorrichtung. Das in den Zylinder eingebrachte und darin zusammengepreßte Metall tritt durch die am anderen Cylinderende angebrachten stählernen Mundstücke entweder in Stabform, oder, wenn in die Mundstücke ein Dorn eingefügt wird, in Rohrform aus. Je nach dem Querschnitte, den man den Mundstücken und den Dornen giebt, erhält man runde, quadratische oder sonstwie profilierte Stäbe und glatte oder gerippte Röhren, deren Länge von der in den Zylinder gebrachten Metallmenge abhängt. Als Vorteile des Verfahrens werden Ersparnis an Arbeitskosten und Verminderung des Abfalls gerühmt. —

**Humoristisches.**

— Ahnungsvoll. . . . „Rein, diesen Abend kann ich Dich nicht mit ins Theater nehmen, Anni; das neue Stück ist für junge Mädchen ungeeignet!“  
„Dacht ich's doch gleich, wie ich's las!“ —  
— Eine Naturfreundin. Dame (auf dem Dampfer, der vor Stubbenkammer hält): „Also das sind die berühmten Kreideseffen! . . . Aber in meinem Album zu Hause sind sie viel deutlicher abgebildet!“  
— Sie kennt ihn. Herr: „Glauben Sie es mir, gnädige Frau; Ihren Gatten haben die Mäusen geküßt!“  
Frau (bitter): „Natürlich gleich alle neun! Das ist so was für ihn!“ —  
(„Flieg. Bl.“)

**Bücher-Einlauf.**

— Kurt Martens, Aus dem Tagebuch einer Baroness von Treuth und andere Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. 2 M. —  
— Selma Lagerlöf, Wunder des Antichrist, Roman. Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Ernst Brausewetter. Mainz, Franz Kirchheim. 3,50 M. —  
— Ludwig Prach, Herodes der Große und Kleopatra. Drama in fünf Akten. Leipzig, Fr. Fleischer. 2,50 M. —  
— Alfred Lichtwark, Palastfenster und Flügelthür. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. 3 M. —  
— Max Hesses Deutscher Musiker-Kalender für das Jahr 1900. Fünfzehnter Jahrgang. Leipzig, Max Hesse. 1,50 M. —  
— Max Hirschfeld, Aus der Mappe des Arizona-Rider. Berlin, Feder-Verlag. —